

Evolutionärer Humanismus

Darwin, Adler Huxley

Gerald Mackenthun (Berlin)

Geschrieben im August 1998; ins Netz gestellt Juni 2011

Inhalt

Einleitung	1
Charles Darwin: <i>Die Entstehung der Arten</i>	2
Alfred Adler: <i>Der Sinn des Lebens</i>	5
Julian Huxleys evolutionärer Humanismus	12
Ausblick	22
Literatur	24

Einleitung

Um den Zustand unseres Planeten ist es nicht gut bestellt. Finanzkrise und Staatsverschuldung, Übervölkerung und Hunger, Umweltzerstörung und Energieverschwendung, Terrorismus und Tyrannei scheinen sich zu einer globalen Megakrise ausgewachsen zu haben, und es ist noch keineswegs sicher, ob die Menschheit dieser Krisen Herr wird. Mit zu den existentiellen Herausforderungen in unserem Kulturkreis gehört die Sinnkrise, der weitgehende Zusammenbruch überlieferter Glaubensüberzeugungen. Die zynische Vernunft globalen Wirtschaftens überwältigt humane Aufklärung und Emanzipation. Viele Denkrichtungen sind mit ihrem Latein am Ende, wenn es um eine gerechte Zukunft geht. Alle Illusionen sind durchschaut. Ein müder Fatalismus macht sich breit.

Doch die Erkundung der künftigen Weltgesellschaft bleibt eine der anregendsten Gedankenexpeditionen. Nicht erst heute, schon immer bestiegen Forscher und kühne Denker die Schiffe der Sprache und Bilder und hielten Ausschau nach den neuen Ufern der globalen Zukunft. Die Aufgabe der Sozialphilosophie besteht in der immer wiederkehrenden Neubeschreibung der modernen Gesellschaft auf Grund der Erfahrungen und des Wissens, über die wir heute verfügen. Um urteilen zu können ist es angebracht, sich einen Überblick über die wissenschaftlichen Hilfsmittel zu verschaffen, über die der Mensch verfügt, um auf dieser Basis einen in großen Zügen festgelegten Kurs zu gesetzten Zielen zu bestimmen.

Eine Theorie, die dies leisten könnte, nennt der britische Biologe Julian Huxley (1887–1975) schlicht Humanismus, und da im Mittelpunkt dieser »neuen Form des Denkens«, wie er es nennt, die Evolution steht, prägte er für sein Ideensystem den Begriff des *evolutionären Humanismus*, den er in Vorträgen und Büchern ausarbeitete. Das war bereits Anfang der 1960er Jahre.

Bemerkenswerterweise hatte bereits 30 Jahre früher der Wiener Arzt und Pionier der Tiefenpsychologie Alfred Adler (1870–1937) in seinem letzten größeren Werk mit dem Titel *Der Sinn des Lebens* (1933) die von ihm begründete Individualpsychologie ebenfalls mit der Evolutionstheorie Darwins verknüpft: »Die Individualpsychologie steht ganz auf dem Boden der Evolution und sieht alles menschliche Streben im Lichte derselben als ein Streben nach Vollkommenheit«, formulierte Adler (1983, S. 35). Wenn die Entfesselung der Marktkräfte zum Ende unseres Jahrhunderts den Ruf nach einem starken ideologischen Rahmen heraufbeschwört, dann kann vielleicht der Rückgriff auf weniger diskreditierte und umstrittene Denkgebäude, wie es Evolution und Humanismus zu sein scheinen, unserem Denken eine neue Sicherheit verleihen. Sollte sich damit auch der postmoderne Fatalismus verflüchtigen, um so besser.

Charles Darwin: *Die Entstehung der Arten*

Die Gedanken Charles Darwins (1809–1882) von der allmählichen Entwicklung und Ausdifferenzierung der Arten haben die gesamte Kulturwelt entscheidend geprägt. Das umwälzende Neue dieser Lehre wird schlagend deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, welche Vorstellungen noch zu Darwins Lebzeiten gängig waren: Die Religion der damaligen Zeit verkündete, dass die Erde am 23. Oktober des Jahres 4004 vor Christus, um 9.00 Uhr morgens geschaffen wurde; dass alle Arten von Lebewesen in den darauffolgenden sechs Tagen entstanden und dass sie sich seitdem nicht verändert hätten. Das Datum war von einem englischen Erzbischof aufgrund mittelalterlicher Spekulationen erarbeitet und gegen Ende des 17. Jahrhunderts in England veröffentlicht worden (Clark 1985, S. 20).

Heimgekehrt von einer langjährigen geographischen und biologischen Forschungsreise um die ganze Welt (1831–1836) skizzierte Darwin 1842 erstmals einen Umriss dessen, was schließlich das berühmte Werk *Die Entstehung der Arten* werden sollte, das nach langem Zögern erst 1859 erschien.

Darwin war nicht der einzige, der die Entwicklungshypothese vertrat; 1852 schrieb der britische Biologe Herbert Spencer einen richtungsweisenden Artikel, in welchem er Alexander von Humboldt zitierte, der die über den Erdball verstreuten pflanzlichen und tierischen Organismen auf zwei Millionen Spezies schätzte, die Insekten eingerechnet. Wenn zu dieser Zahl jene hinzugefügt werden, die ausgestorben sind, so könne die Zahl aller Arten, die existierten und existieren, getrost mit zehn Millionen angegeben werden. Es sei unwahrscheinlich, dass Gott zehn Millionen einzelne Schöpfungsakte innerhalb von nur sechs Tagen vollbracht habe. Spencer konnte jedoch kein Beweismaterial vorlegen und die Sammlung von Alfred Russel-Wallace, zusammengetragen auf einer Amazonasreise zwischen 1847 und 1850, ging durch einen Brand auf seinem Schiff verloren, als Wallace das Problem der Entstehung der Arten schon deutlich im Kopf hatte. Darwin gebührt deshalb der Verdienst, als erster umfassende Belege geliefert zu haben.

Darwin stellte *vier wesentliche Behauptungen* auf:

Erstens, die belebte Welt ist nicht statisch, sondern dynamisch. Die heute lebenden Arten unterscheiden sich von solchen, die in der Vergangenheit lebten.

Zweitens, die großen Variationen innerhalb einer Spezies, die »Monstrositäten«, spielen nur selten eine Rolle in der Evolution, im Gegensatz zu den kleinen Modifikationen (Abweichungen).

Drittens, alle lebenden Organismen haben sich im Laufe von Jahrmillionen aus einer einzigen Urform heraus entwickelt.

Viertens, die natürliche Auslese basiert auf zwei Stadien: im ersten Stadium entstehen zahllose Variationen, im zweiten kämpfen deren Individuen ums Überleben, wobei jene

Variation sich auf Dauer durchsetzt, die am besten für den Kampf ums Überleben ausgerüstet ist (Clark 1985, S. 151)

Mit größter Wahrscheinlichkeit, so folgerte Darwin, werden jene überleben, die einen winzigen Vorteil vor den anderen besitzen. Dieser Vorteil kommt auf zweierlei Art zum Tragen: in der natürlichen Auslese und in der intrasexuellen konkurrenzbedingten Auslese.

Natürliche Auslese bedeutet nach Darwin, dass die Natur jene mit dem Überleben und der Chance zur Zeugung von Nachkommen belohnt, die sich besonders gut an die Bedingungen der Umwelt anpassen. Das Überleben der »angepasstesten« (engl. *ittest*) *Individuen* führt auf Dauer zu einer allmählichen Verbesserung der jeweiligen *Spezies*.

Als zweiter Entwicklungsmotor kommt die *intrasexuelle konkurrenzbedingte Auslese* zum Tragen. Dieses Prinzip bewirkt noch einmal eine Auslese unter den »Angepassten«. Es besagt, dass sich jene »Phänotypen« auf Dauer durchsetzen werden, die mittels Klauen und Geweih, besonderen Lock- und Duftstoffen oder mit imposantem Schmuck beim anderen Geschlecht besonders gut ankommt. Sie haben besonders gute Karten, ihre biologischen Eigenschaften an Nachkommen weiterzugeben.

Da diese Gesetze für alle Lebewesen gelten, entwickelt sich die gesamte biologische Welt allmählich fort, und zwar, wie Darwin und viele andere jahrzehntelang erwarteten, im Sinne einer Verbesserung und Vervollkommnung. Es drängte sich geradezu auf, diese Gesetzmäßigkeiten auch für den Menschen anzunehmen. Aber erst 1871 – zwölf Jahre nach *Die Entstehung der Arten* – wurde Darwins Buch *Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl* veröffentlicht.

In einem Absatz von *Die Entstehung der Arten* meinte Darwin, den Begriff »Kampf ums Dasein« gebrauche er in einem sehr weiten und metaphorischen Sinne. In Zeiten des Mangels könnten durchaus zwei Tiere um Nahrung kämpfen, aber auch eine Pflanze am Rande der Wüste kämpfe mit der Dürre. Darwins »Kampf ums Dasein« ist eine abstrakte Metapher und keine explizite Feststellung über eine blutige Auseinandersetzung. Der Fortpflanzungserfolg, das Kriterium für die natürliche Selektion, kann sich auf vielerlei Weise einstellen: Der Sieg im Kampf mag ein solcher Weg sein, aber zu anderen Zeiten und in anderen Zusammenhängen können auch Kooperation, Symbiose und gegenseitige Hilfe den Erfolg sichern.

Der amerikanische Evolutionsbiologe Stephen Jay Gould weist darauf hin, dass Darwins Beispiele für den metaphorischen Kampf ums Dasein doch allesamt recht blutig und kämpferisch sind. Darwin war von Malthus' Bevölkerungstheorie beeinflusst, wonach die Nahrungsmittelproduktion nicht schritthalten könne mit dem zunehmendem Bevölkerungswachstum und es zum Kampf um schwindende Ressourcen komme. Schließlich benutzte Darwin noch das Bild vom Keil, was besagt: Die gesamte verfügbare Erdoberfläche ist vollständig von Arten, also »Keilen«, vollgestopft. Wenn eine neue Art auf den Plan trete, müsse sie einen Keil ausschlagen, sprich eine andere

Art verdrängen. Erfolg ist nach dieser Vorstellung nur durch unmittelbare Verdrängung in offener Konkurrenz zu erreichen.

Es konnte nicht ausbleiben, dass die Gedanken Darwins in viele Wissenschaftsdisziplinen und selbst in die Bewertung des täglichen Lebens einfließen. In den Jahren nach Darwins Tod (1882) wurde das von Herbert Spencer geprägte »Überleben des Tüchtigsten« zu einem Schlagwort, mit dem der Börsenkrach von 1857, der Krieg oder der unsoziale Manchesterkapitalismus erklärt und gerechtfertigt wurde. Darwins Theorie wurde entstellt, um das reiche Bürgertum mit einer Theorie des blinden und unbarmherzigen Wettbewerbs auszustatten. Pekuniärer Erfolg in diesem Wettbewerb versinnbildlichte scheinbar Überlegenheit.

Darwin kann nicht dafür verantwortlich gemacht werden, wie Kapitalisten, Militaristen und andere Unbefugte bis hin zu Hitler und den Nazis sich der pseudo-evolutionären Theorien bedienten. Allerdings hatte er einige Formulierungen hinterlassen, die bedenklich stimmen. Er meinte beispielsweise, dass das Überleben Tausender von Menschen durch Impfung »für die Rasse der Menschen im höchsten Grade schädlich sein muss«, da nun auch »die schwächeren Mitglieder der Gesellschaft ihre Art fortpflanzen« (zit. in Clark 1985, S. 251). Darwins Biograph Ronald Clark sah sich an dieser Stelle veranlasst darauf hinzuweisen, dass Darwin »nicht gewillt oder nicht imstande war, die Anwendung der Naturgesetze ... in menschlichen Begriffen zu durchdenken«. (Clark 1985, S. 252). Der sogenannte Sozialdarwinismus, der eigentlich »Sozialspencerismus« heißen müsste, schob ganz den angeblich vorherrschenden Kampf ums Dasein in den Vordergrund und huldigte den Stärksten und Brutalsten. Der Aspekt der Fähigkeit, sich flexibel neuen Umständen anzupassen (das ist die Bedeutung des englischen *to fit* im Darwinschen *survival of the fittest*), trat ganz in den Hintergrund.

Die Ideen des Sozialdarwinismus blieben keineswegs unwidersprochen. Innerhalb und außerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft ließen sich Stimmen vernehmen, die von Zusammenarbeit und von dem Naturgesetz zur gegenseitigen Hilfe sprachen. 1880 betonte Karl Fedorowitsch Kessler, dass die gegenseitige Hilfe genauso ein Naturgesetz ist wie der gegenseitige Kampf, »aber für die *fortschrittliche* Entwicklung der Art ist erstere weit wichtiger als der letztere« (zit. in Clark, S. 254). Unter Kesslers Zuhörern saß Fürst Peter Kropotkin, ein kompetenter Naturforscher und überzeugter Anarchist, der später seine sibirischen Beobachtungen von der gegenseitigen Hilfe in der Tierwelt und unter den Menschen in einem Buch mit dem Titel *Mutual Aid: A Factor of Evolution* (1904) mitteilte.

Diese These traf den Sozialdarwinismus im Kern. Kropotkin nahm für den Begriff des Kampfes eine Zweiteilung vor und definierte zwei Formen mit entgegengesetzter Bedeutung: erstens *konkurrieren* Lebewesen derselben Art um begrenzte Ressourcen, wobei sie Lebewesen *anderer Art* fressen; zweitens gibt es selbstverständlich den Zwang, seine Art fortzupflanzen, wobei mit anderen Artgenossen *rivalisiert* wird, doch fast nur in der Paarungszeit und nur unter Männchen; drittens *kooperieren* Lebewesen gemeinsam gegen die Umwelt, entweder als Sozialverband oder in Symbiose mit an-

deren Arten. Das Bild der Natur zeigt bei genauer Beobachtung kein Panorama unablässigen Wettstreits und niemals abreißender mörderischer Konkurrenz. »Die meisten Arten leben in innerem Frieden«, schrieb Watson 1997 (S.195), in seltsamen Kontrast zum Titel seines Buches *Die Nachtseite des Lebens*. Kropotkin leugnete den Kampf nicht, aber seines Erachtens wurde der Kooperation zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Die Kooperation diene dem Vorteil ganzer Populationen, woran Darwin nicht dachte, der annahm, einzelne Lebewesen handelten nach dem Grundsatz ihres individuellen Nutzens (Gould 1994, S. 385-390). Kropotkin schrieb: »Glücklicherweise ist Konkurrenz weder im Tierreich noch in der Menschheit die Regel... Bessere Zustände werden geschaffen durch die *Überwindung der Konkurrenz* durch gegenseitige Hilfe. In dem großen Kampf ums Dasein ... sucht die natürliche Auslese fortwährend ausdrücklich die Wege aus, auf denen sich die Konkurrenz möglichst vermeiden läßt« (zit. in Clark, S. 255). Als Beispiel führte der russische Fürst und Anarchist die Ameisen und die Zugvögel an. Zugvögel kämpfen im Winter nicht ums Futter, sie weichen in den Süden aus, um dort Nahrung für alle zu finden. Aus seinen Beobachtungen entwickelte Kropotkin seine Theorie der Solidarität und seine Forderung nach menschlicher Zusammenarbeit auf allen Ebenen.

In den Fußstapfen Kropotkins wandelte der kanadische Biologe William J. Long, der 1923 in seinem Buch *Friedliche Wildnis* einen weiteren Gegenbeweis zum Sozialdarwinismus antrat und belegte, dass in den Weiten der kanadischen Wälder unter den Säugetieren das Zusammenwirken und die gegenseitige Hilfe überlebenswichtig seien. Die Beispiele, die Long dazu anführt, sind durchschlagend; es kann gar kein Zweifel daran bestehen, dass der Kampf ums Dasein eine falsche menschliche Metapher für die Natur ist. »Der Aspekt des Kampfes führt ungerechtfertigt Dämonie in das Naturgefüge ein« (Long 1923, S. 279). Aufgrund von Tierbeobachtungen in den Weiten Kanadas kommt Long zu einem ganz anderen Schluss: Es gebe keinen Terror in der Natur, die meisten Tiere seien scheu und würden Begegnungen und Konfrontationen aus dem Weg gehen (S. 100). Niemals hätten Raubtiere eine schwächere Tierart ausgerottet (jedenfalls gebe es keinen Beweis dafür). Die Mücke konkurriert nicht mit dem Elefanten; beide kämpfen nicht um das gleiche, wenn sie überhaupt kämpfen. Der Schrecken der Tierwelt existiert nur in der Einbildung der Menschen. »Die Naturkräfte unterstehen dem Gesetz der Milde«, urteilte Long zusammenfassend (S. 82).

Alfred Adler: *Der Sinn des Lebens*

Ungeachtet der Entgleisungen des Sozialdarwinismus stellte Darwins neuartige Deutung der Entwicklung alles Lebenden auf unserem Planeten einen revolutionären Wandel in der Anschauung vom Lebensgeschehen und eine nicht versiegende Anregung für alle Wissenschaftsbereiche dar. Das strahlte auch auf die Psychologie und speziell die Tiefenpsychologie aus: »Sigmund Freud hat mehrfach bekannt, dass ihn die Lektüre der Darwinschen Werke schon in seiner Jugend für die Naturforschung begeisterte; hier liegt eine der Inspirationsquellen für sein naturwissenschaftliches Weltbild« (Ratt-

ner 1976, S. 22). Unter anderem hatte Darwin eine biologische Theorie des Ursprungs von Gesellschaft und Moral skizziert, aus der Freud das Bild von den Urmenschen übernahm, die als tierähnliche Wesen unter der Despotie eines Urvaters in primitiven Horden zusammenlebten (Ellenberger 1985, S. 752). Auch war Freud selbstbewusst genug, sein Lebenswerk, die Entdeckung des Unbewussten und ihre Auswirkungen auf das tägliche menschliche Leben, in eine Reihe mit den Ruhmestaten von Kopernikus und Darwin zu stellen.

Auch der zweite Vater der Tiefenpsychologie, Alfred Adler, bekannte eine starke Affinität zum Darwinismus. Daneben fühlte er sich der Abstammungslehre Jean Baptist de Lamarcks und der holistischen Theorie des Südafrikaners Jan Christiaan Smuts verbunden.

Lamarck (1744–1829) hatte in seinem Werk *Zoologische Philosophie* (1809) erklärt, das Leben an sich strebe danach, die Größe eines Lebewesens oder eines Organs bis zu einer optimalen Grenze zu steigern. Die Anpassung an die Umwelt und neue Aufgaben und Tätigkeiten führen zur Ausbildung neuer Organe. Körperliche Neuerwerbungen eines Lebewesens während seines Lebens werden durch Fortpflanzung auf die Nachkommen übertragen. An Lamarck imponierte Adler offenbar die Teleologie, das heißt die (vermeintliche) Zielgerichtetheit der evolutionären Entwicklung, und das eigenwüchsige Optimierungsstreben der Organe. Die Annahme einer zielstrebigen Aktivität der Organe ist die Gegenthese zur Selektionstheorie der Darwinisten.

Mit Jan Christiaan Smuts, einem erfolgreichen Heerführer und Staatsmann (1870–1950), stand Adler in Briefkontakt. Smuts schrieb 1924 das Buch *Holismus und Evolution*, in welchem er die Evolution als eine aufsteigende Reihe von »Ganzheiten« von den Atomen über die Pflanzen und Tiere bis zu Geist und Persönlichkeit ansieht. Smuts Einfluss auf Adler ist mitverantwortlich für seine späte metaphysische Ausrichtung, u.a. die Einführung des Vollkommenheitsstrebens in der belebten Natur und beim Menschen und die Betonung des kosmischen Einflusses auf die Evolution und den einzelnen Menschen.

Obwohl sich kein direkter Hinweis findet, wird Adler mit hoher Wahrscheinlichkeit auch Kropotkin gelesen haben. »Bestärkt wird man in dieser Meinung durch die Tatsache, dass beide ungemein gütige, für allen Fortschritt aufgeschlossene und von jeglichem Machtstreben freie Menschen waren«. Beiden stimmten darin überein, »im Menschen ein soziales Lebewesen zu sehen, welches primär keine kämpferischen Tendenzen in Bezug auf den Mitmenschen in sich trägt. Aggression, Gewalt, Herrschsucht usw. sind für beide Krankheitsformen des Seelenlebens, entstanden durch perverse soziale Verhältnisse, krankhafte Ideen und eine unglückselige Erziehung. Der Mensch aber ist von Natur aus gut« (Rattner 1986, S. 53/54)

Adlers erstes Hauptwerk, die 1907 erschienene *Studie über Minderwertigkeit von Organen* kann unter anderem als Beitrag zur damals engagiert geführten Darwinismuskonversation gesehen werden. Grundidee ist, dass alle Krankheiten – auch die seeli-

schen - aus »Organminderwertigkeiten« erwachsen. Daran knüpfte er die Beobachtung, dass körperliche Mängel, Ausfälle oder Verkrüppelungen manchmal durch andere Organe oder durch seelische Anstrengungen und geistige Konzentration ausgeglichen werden können. *Kompensation* oder gar Überkompensation bedeuten psychische Mehrarbeit und damit psychische Gefährdung, was sich im ungünstigen Fall in einer Neurose manifestiert, im günstigen Falle in einer überragenden kulturellen Leistung, auf welchem Gebiet auch immer. Die Theorie ist überaus optimistisch: Das Individuum kann seine Fähigkeiten im Kontrast zu seinen Ausgangsmängeln entfalten (Bruder-Bezzel, S. 50). In den Worten Adlers: »Die Anpassung an geänderte Lebensverhältnisse vollzieht sich also in erster Linie nicht im Kampf ums Dasein durch das Überleben des zufällig Stärkeren, sondern auf der Grundlage der Variabilität und gesteigerten Wachstumstendenz minderwertiger Organe« (Adler 1977, S. 104).

Der Kulturtheoretiker Egon Friedell begrüßte darin eine »völlig neue Stellung zum Darwinismus« (Friedell 1979, S. 74). Die Überempfindlichen, Degenerierten, Krankhaften seien es, die auf neue Umweltreize am sensibelsten reagieren. »Nur ein ganz degenerierter Affe kann auf die Idee gekommen sein, aufrecht zu schreiten und nicht mehr bequem auf allen vieren zu gehen; nur ganz 'minderwertige' Affenmenschen, die offenbar nicht mehr genug Kraft und Kühnheit besaßen, um sich durch ein System starker drohender Gebärden zu verständigen, können zu dem Surrogat [Ersatz] der Lautsprache gegriffen haben.« So formulierte es Friedell (ebd., S. 75).

Zumindest in diesem Punkt ist Darwin auf den Kopf gestellt, aber Friedell wiederholt exakt Adlers Genie-Theorie, wonach es kein »gesundes Genie« geben kann, sondern nur (körperlich) Minderbemittelte, die überkompensieren. Der Neurotiker wird von diesem »Gefühl des schwachen Punktes beherrscht«, so dass er sich wie von selbst einen »schützenden Überbau« schafft, sei es in Form organischer Kompensation, sei es durch ein überempfindliches, sensibles Nervensystem, das weiter hört, sieht, fühlt und denkt als das seiner Mitmenschen. Friedell ergänzt nun allerdings, es gebe kein wirklich »krankes Genie«. Die Reizbarkeit der Sinnesorgane müsse durch eine produktive Verarbeitung der Welteindrücke ergänzt werden, sonst hätten wir es mit einem normalen Neurotiker zu tun, der die Mitwelt mit seinen pathologischen Zügen bedrängt, aber selbst wenig dazu beiträgt, das Leben wertvoller und heiterer zu machen.

Ein Problem bei Adlers Darwinismus-Rezeption ist ihre Zeitbedingtheit. Die Erforschung der Mechanismen der Evolutionist weiter fortgeschritten und hat ursprüngliche Annahmen hinter sich gelassen. Heute wissen wir: Der Mensch stammt nicht vom Affen ab, und es waren nicht die Primaten, die die Sprache »erfanden«. Und liest man Adler Werk über die Minderwertigkeit von Organen, so fällt der darin enthaltene Pessimismus auf. In der Regel kann und wird nichts kompensiert; organkrank Menschen siechen dahin und versuchen auf niedrigem Niveau, ein einigermaßen durchschnittliches Leben zu führen. Organminderwertigkeit verpflichtet zu gar nichts, auch nicht zur Kompensation. Im Übrigen stimmt auch seine Genietheorie nicht: Die meisten hatten keinen Organschaden. Adlers Beispiel Beethoven liegt seltsam daneben; Beethoven

war bereits das Genie, als er ertaubte, nicht umgekehrt. Es ist sehr fraglich, ob er als Tauber überhaupt Musiker und Komponist hätte werden können. Es kommt auch sehr auf den Grad der Behinderung an (das Wort Behinderung benutzt Adler nicht).

Die Idee des Darwinismus hat Adler auch später fasziniert. Wir machen einen großen Sprung in das Jahr 1933, als sein Spätwerk *Der Sinn des Lebens* erschien. Der Ausdruck »Sinn des Lebens« hat bei Adler zwei verschiedene Bedeutungen. Einmal den Sinn, den ein bestimmter Mensch in seinem Leben sucht und findet und der aufs engste zusammenhängt mit der »Meinung«, die er von sich, den Mitmenschen und der Welt hat. Zweitens kann darunter verstanden werden der »wahre«, objektive Sinn des Lebens, jener, der außerhalb unseres Willens liegt, und der auch von dem verfehlt werden kann, der fest davon überzeugt ist zu wissen, worauf es im Leben ankommt. Was könnte der überindividuelle, wahre Sinn des Lebens sein?

»Nach einem Sinn des Lebens zu fragen hat nur Wert und Bedeutung, wenn man das Bezugssystem Mensch-Kosmos im Auge hat«, beginnt Adler das Schlusskapitel (S. 162ff.). Der Kosmos besitzt formende Kraft, indem er Anforderungen an alles Lebende stellt. Diese stete Anforderung heißt »Entwicklung«. Das Ziel der Entwicklungsbewegung heißt »Vollkommenheit«, und Adler meint, dass das Streben nach Vollkommenheit ein »angeborenes Faktum« alles Lebenden und folglich »in jedem Menschen vorhanden ist«. Vollkommenheit – und nicht Lust wie bei Sigmund Freud – ist für Adler in der Spätphase seines Schaffens das »wahre Ziel des Lebens«. Was aber heißt Vollkommenheit?

Hier tritt der Begriff des *Gemeinschaftsgefühls* auf den Plan, der bei Adler eine zentrale Stellung einnimmt. »Gemeinschaftsgefühl besagt vor allem ein Streben nach einer Gemeinschaftsform, die für ewig gedacht werden muß, wie sie etwa gedacht werden könnte, wenn die Menschheit das Ziel der Vollkommenheit erreicht hat. Es handelt sich niemals um eine gegenwärtige Gemeinschaft oder Gesellschaft, auch nicht um politische oder religiöse Formen, sondern um ... die ideale Gemeinschaft der gesamten Menschheit« (S. 166). Unter Gemeinschaft verstand Adler letztlich nichts Reales oder Gegenwärtiges, sondern ein Ideal, eine endgültige und offenbar nicht mehr verbesserungs- und veränderungsbedürftige Form der Menschheit, in der man sich alle Fragen des Lebens gelöst vorstellen kann. »Eine Bewegung des einzelnen und eine Bewegung der Masse kann für uns nur als wertvoll gelten, wenn sie Werte schafft für die Ewigkeit, für die Höherentwicklung der gesamten Menschheit« (S. 168). Für Adler war dieses Ideal zugleich »die absolute Wahrheit«. Dieser Sinn des Lebens ist deshalb wahr, weil der Mensch nicht zum Einzelgänger geschaffen sei, vielmehr nur in der Gruppe sich entwickeln und leben kann. Adler forderte, eine persönliche körperliche und seelische Vollkommenheit zum Nutzen der Gemeinschaft anzustreben.

Nun gibt es eine Unzahl von Versuchen, sich diesem Ziel der Vollkommenheit zu nähern, fährt Adler fort. Gott entsprach ihm am ehesten den menschlichen Vorstellungen von Vollkommenheit, doch nach zwei Weltkriegen scheint dieser Glaube etwas erschüttert. Teilweise wurde das Streben nach Vollkommenheit interpretiert als der star-

ke Wunsch, ein Werk so vollkommen zu gestalten, dass die Menschheit beglückt und erschüttert wird. Wie die individuellen Vorstellungen von Vollkommenheit aussehen, wird von Adler nicht systematisch abgehandelt. Offenbar will oder soll die Gesamtperson des Strebenden »vollkommen« werden. Meinte er damit die »aktive Anpassung« an die Gemeinschaft?

Es wurde eingewandt, das Streben nach Vollkommenheit sei im täglichen Leben kaum zu beobachten – und was ist schon »vollkommen«? Adler antwortete darauf: »Ich würde jede Strömung als gerechtfertigt ansehen, deren Richtung den unwiderleglichen Beweis liefert, daß sie vom Ziele des Wohles der gesamten Menschheit geleitet ist« (S. 168). Gleichzeitig machte er deutlich, dass dieses Ziel nie erreicht werden kann: Eine ideale Gemeinschaft sei, wie gesagt, nur in der fernsten Zukunft denkbar. Von der Individualpsychologin Sophie Lazarsfeld stammt deshalb die Aufforderung zum »Mut zur Unvollkommenheit«. Offenbar soll der Mensch beides vollziehen: Persönliche Vervollkommnung im Sinne von Beitragsleistung zur Kultur *und* gleichzeitige Gewissheit, dieses Ziel niemals erreichen zu können und somit Bescheidung in eine Unvollkommenheit, die uns erlaubt, den Alltag zu leben.

Bei Adler muss eine gefährliche Nähe des Vollkommenheitsstrebens zur Neurose beachtet werden. Das Erleben der Allmacht der Eltern wird oftmals transformiert in den Wunsch nach eigener Vollkommenheit im Sinne von Unangreifbarkeit und neurotischer Überlegenheit. Aber Überlegenheit über andere zu gewinnen durch »Macht«, durch das Erregen von Mitleid oder indem man sich nicht den Aufgaben des Lebens stellt (um allfällige Niederlagen zu vermeiden), kann der Individualpsychologe nicht gutheißen. Es gibt offenbar richtige und falsche Ziele der Vollkommenheit (S. 181). Bei Neurotikern, Psychotikern, Delinquenten, Alkoholikern usw. können wir ein richtiges Ziel der Vollkommenheit nicht erkennen. Sie stehen, wie Adler es formulierte, auf der Unnützlichkeitsseite des Lebens.

Adler schrieb: »Die Frage des rechten Weges scheint mir gelöst, wenngleich wir oft im Dunkeln tappen« (Adler 1983, S. 185). Es lasse sich nicht immer genau sagen, was für die Ewigkeit berechnet ist und was nicht. »Verstünden wir den Sinn des Lebens, so wäre der zielbewußte Aufschwung des Menschengeschlechts nicht mehr aufzuhalten«, schrieb er 1925 in der Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie. »Können wir ihn einmal wenigstens beiläufig erraten?« Das wäre natürlich eine feine Sache. Aber der Mensch irrt und erst der Lauf der Zeit werde entscheiden, was Bestand hat. Der »unwiderlegliche Beweis« für die absolute Zukunftsfähigkeit einer Handlung, den Adler forderte, ist nicht zu erbringen.

Immerhin kann man sich dem Problem andersherum nähern und in etwa angeben, was sicher nicht zur Gemeinschaft beiträgt: Der Krieg und seine Glorifizierung wirken sich verheerend aus, ebenso die Todesstrafe, das Verächtlichmachen der Liebe oder drückende ökonomische Probleme. Neurose, Psychose, Perversion, Sucht, Kriminalität und Selbstmord sind Zeichen dafür, dass sich der Betreffende zu weit vom Sinn des Lebens – der Gemeinschaftlichkeit – entfernt hat. Einen frühzeitigen Schlusspunkt un-

ter die Entwicklung zum sozial denkenden Mitmenschen setzen Ungerechtigkeit, Vorurteile, Misshandlungen von Schwächeren und von Kindern, Ehestreitigkeiten und Versuche, Frauen als minderwertig hinzustellen.

Dagegen helfe nur der nachdrückliche Hinweis, betont Adler, daß wir heute erst ein verhältnismäßig niedriges Niveau in Gemeinschaftsgefühl erreicht hätten. Der wahre Mitmensch aber macht sich an die Arbeit und wartet nicht auf Gott oder irgendwelche Umstände, die sich irgendwann mal einstellen sollen. Der gesunde Mensch ist jener, der sich als Teil des Ganzen erlebt, der sich mit der Mitwelt verbunden weiß, dessen Handeln, Denken und Fühlen der Wohlfahrt der Menschheit verpflichtet ist und der willens ist, zu dem großen Ziel der Höherentwicklung der gesamten Menschheit einen Beitrag zu leisten. In einer bekannten Formulierung Adlers heißt es dazu: »Es besteht die berechtigte Erwartung, daß in viel späterer Zeit, wenn der Menschheit genug Zeit gelassen wird, die Kraft des Gemeinschaftsgefühls über alle äußeren Widerstände siegen wird. Dann wird der Mensch Gemeinschaftsgefühl äußern wie Atmen« (S.172).

Soweit das Schlusskapitel in dem Buch *Der Sinn des Lebens*. Man spürt die Begeisterung. Was an dem Text so dramatisch wirkt, ist die Strenge der kosmischen Erziehung, wie Adler sie sieht. Die zentrale, oft zitierte Stelle dazu lautet: »Noch schlagkräftiger, um nicht zu sagen selbstverständlicher, wird diese Tatsache, wenn wir fragen: was geschah mit jenen Menschen, die nichts zum Wohle der Allgemeinheit beigetragen haben? Die Antwort lautet: sie sind bis auf den letzten Rest verschwunden. Nicht ist übrig von ihnen, sie sind leiblich und seelisch ausgelöscht. Die Erde hat sie verschlungen. Es ging mit ihnen wie mit ausgestorbenen Tierspezies, die keine Harmonie mit den kosmischen Gegebenheiten finden konnten. Da liegt doch eigentlich eine heimliche Gesetzmäßigkeit vor, als ob der fragende Kosmos befehlen würde: Fort mit euch! Ihr habt den Sinn des Lebens nicht erfaßt. Ihr könnt nicht in die Zukunft reichen. Keine Frage, daß dies ein grausames Gesetz ist" (S. 169). Evolution ist demnach ein riskantes und unerbittliches Spiel, wer nicht die richtige Lösung findet, muss untergehen.

Man kann sich des Eindrucks nicht ganz erwehren, dass Adler mit einer gewissen Genugtuung den Ruin all jener betrachtet, die sich nicht an das kosmische Gesetz der Kooperation und der Vervollkommnung gehalten haben. Aber stimmt seine Beobachtung? All die Diktatoren und Quälgeister sind uns nur zu gut in Erinnerung – nicht, weil sie dem Fortschritt der Menschheit gedient haben, sondern weil sie mit ihren Taten Geschichte schrieben. Auch fanden sie durchaus die »Harmonie mit den kosmischen Gegebenheiten«, da sie ja lebten und wirkten. Und wie steht es mit all jenen, die Gutes taten, und von denen wir gleichwohl nichts mehr wissen? Haben die Opfer von Kriegen und unheilbaren Krankheiten »den Sinn des Lebens nicht erfaßt«, weil wir uns heute nicht mehr an sie erinnern?

Adler schreibt wendig und dynamisch, bleibt aber in seiner Beweisführung spekulativ. Im Lichte neuerer Erkenntnis steigen Bedenken auf (Rattner 1991, S. 43ff.). Adlers metaphysisches Konzept einer urtümlich sinnorientierten Evolution sehen viele Autoren mit Unbehagen, weil man Relikte einer religiösen Weltanschauung zu verspüren meint,

die den Menschen als Gipfelpunkt und Abschluss der Entwicklung ansieht. Das schmeichelt der menschlichen Eitelkeit, aber die Tiere sind diesbezüglich vermutlich anderer Ansicht. In neueren biologischen Theorien, die Adler noch nicht kennen konnte, hat dieses Streben keinen Platz mehr, allenfalls in *dem* Sinne, dass jedes Lebewesen – von der Bakterie bis zum Elefanten – danach zu streben scheint, sein genetisch festgelegtes Optimum zu erreichen, sich aber durchaus auch mit weniger zufrieden gibt. Die Vollkommenheitstheoretiker und Geschichtsphilosophen, zu denen Adler gehörte, meinen aber Vervollkommnung wörtlich: Sie vertraten den Standpunkt, dass das Auge des Adlers, die Kraft des Tigers und die Temperaturregelung des Menschen nicht mehr gesteigert und verfeinert werden könnten, da sie *perfekt* seien. In dieser Vollkommenheit, so dachte man damals, manifestiere sich das innewohnende Ziel der Evolution.

Doch das Auge des Adlers und die Muskeln des Tigers sind auch nur Durchgangsstadien einer im menschlichen Maßstab unendlichen Evolution. Wer weiß, was für Kreaturen in ein paar hundert Millionen Jahren die Erde bevölkern werden? Und welches Nashorn möchten wir als vollkommener ansehen: das mit einem oder das mit zwei Hörnern? Welches Tier ist besser angepasst: das Dromedar mit einem Höcker oder das Kamel mit zweien? Warum haben wir fünf Finger an der Hand und fünf Zehen an jedem Fuß? Würden nicht drei-, vier- oder siebengliedrige Extremitäten denselben Zweck erfüllen? Schließlich hocken Vögel mit drei Zehen selbst im Schlaf noch sicher auf dem Ast, Pferde rennen locker mit ihren einzehigen Hufen davon, und Pandabären schälen Dank des sechsten »Daumens« den Bambus mit wahrer Meisterschaft. Der opponierende Daumen beim Menschen ist sicherlich hilfreich, aber warum hat die Evolution ihn nur bei einer einzigen Spezies entwickelt und warum ließ sie sich dazu drei Milliarden Jahre Zeit? (Gould 1989)

Diese Fragen ließen sich endlos fortsetzen, laufen aber immer auf das Selbe hinaus: Vollkommenheitsstreben ist nur eine *Idee*, doch ist diese Idee in der biologischen Natur kaum zu entdecken. Adler übernahm diese Idee von Lamarck, der von einem Vollkommenheitstrieb der Lebewesen sprach. Die Zielgerichtetheit der biologischen Entwicklung wie auch das Vollkommenheitsstreben scheinen Projektionen des Menschen in die Pflanzen- und Tierwelt zu sein. Der Evolutionsbiologe Stephen Jay Gould hält höhere Lebensformen wie die Dinosaurier, die Säugetiere oder den Menschen für Zufallsprodukte, die mitnichten dem Trend der Lebensgeschichte entsprächen. Sie gäben meist nur ein kurzes Zwischenspiel, während beispielsweise die Bakterien über die ganze Zeit hinweg ihre Position halten und ihre Vielfalt erweitern konnten (Gould 1995).

Die evolutionäre Entwicklung vollzog sich nicht planmäßig, sondern durch Zufall. Sie ist auch nicht einer Leiter (immer höher und besser) vergleichbar, auf der die Einzeller die unterste Sprosse besetzen, während wir Menschen die oberste Stufe erklommen haben. Die belebte Natur ist vielmehr ein weitverzweigter Busch, dessen meiste Äste abgestorben sind; nur an einigen Spitzen grünt es noch, das sind die lebenden Arten,

die auf labyrinthischen Pfaden in einen komplex wuchernden Gestrüpp miteinander verbunden sind (Gould 1991, S. 33).

Die Mehrzahl der Arten starb aus; hatten sie den Sinn des Lebens nicht verstanden, wie Adler meinte? Als Musterbeispiel gelten die Dinosaurier, deren Größe wir einerseits bewundern, die wir aber auch mit einer gewissen Geringschätzung bemitleiden – »Zu viel Panzer, zu wenig Hirn!« Mehr als 100 Millionen Jahre hatten die grotesken Riesensaurier und Schreckensechsen die Erde beherrscht. Eine der bizzarsten Gestalten war das hochgebuckelte Monstrum Stegosaurus, zehn Tonnen schwer, sechs Meter lang, mit einem armseligen Gehirn von 70 Gramm. Vor 65 Millionen Jahren verschwanden sie relativ plötzlich, aufgrund drastischer klimatischer Veränderungen nach Vulkanausbrüchen als Folge von Erdbeben oder nach einem Meteoriteneinschlag, man weiß es nicht genau. »Plötzlich« bedeutet: innerhalb einiger tausend Jahre.

Die Dinosaurier scheiterten also nicht an einer inneren Entwicklungsgrenze, an mangelnder Anpassung oder unzureichendem Vollkommenheitsstreben, sondern an einem gewaltigen, erdumspannenden Klimaschock, der nicht nur die Saurier, sondern auch einen Großteil der Kreidezeit-Flora und -Fauna mit in den Untergang riss. Während die normale Entwicklung sich über winzige Mutationen von – wie wir erst seit vier Jahrzehnten wissen – Genen vollzog, griff der Kosmos einige wenige Male auch mit unvorstellbarem Verderben in die Evolution ein. Der Zufall eines Meteoriteneinschlags (oder was immer es war) machte den Weg frei für die Entfaltung der bis dahin kleinen, nur maus- und rattengroßen Säugetiere. Sie waren mit einer Körpertemperatur-Regelung, einem isolierenden Haarpelz, einer ziemlichen körperlichen Behändigkeit, einem ausgeprägten Trieb zur Brutpflege und einem hochentwickelten Gehirn ausgestattet. Mit dem Dahinsinken der Saurier standen den Säugetieren neue Lebensräume offen, die sie mit einer erstaunlich schnellen Entfaltung verschiedenster Formen in Besitz nahmen. Ihren Erfolg verdankten sie nicht einem Trend zur Höherentwicklung, sondern den winzigen Zufällen der Mutation, dem Zufall einer riesigen globalen Katastrophe und den Gesetzen der natürlichen Auslese (Gould 1991, S. 345, und Gould 1998).

Das heißt nicht, dass die Vollkommenheitsidee völlig unbrauchbar wäre. Für die Menschen kann sie handlungsleitend sein. Sobald der Mensch auf den Plan tritt, kann durchaus von Zielsetzungen gesprochen werden, denn er hat Ziele und Werte, auf die er sein Leben auszurichten pflegt. Der Mensch kann seine Zukunft planen und denken. Der Rückgriff auf die Natur ist nicht angebracht und auch nicht nötig, wenn es um menschliche Belange geht. Man sollte beide Sphären – die biologische und die humane – reinlich trennen (Rattner 1991, S. 45). Einer, der dieses Erfordernis sah und der darauf reagierte, war der britische Biologe Julian Huxley.

Julian Huxleys evolutionärer Humanismus

Geboren 1887, entstammt Julian Huxley einer vornehmen englischen Familie. Er wurde in Eton und Oxford in Zoologie unterrichtet und widmete sein ganzes Leben dem

Studium, der Lehre und dem Schreiben. Mit seiner Frau Juliette bereiste er rastlos die ganze Welt und veröffentlichte mehrere Bücher. Er bekleidete mehrere Posten, darunter den eines Zoologieprofessors an der University of London (1925–1935), den des Sekretärs der britischen Zoologischen Gesellschaft (1935–1942) und den des ersten Generaldirektors der UNESCO, der Erziehungs- und Kulturorganisation der Vereinten Nationen (1946–1948). Neben vielen anderen Ehrungen erhielt er 1957 die Darwin-Medaille der Royal Society. Von Königin Elisabeth wurde er zum Ritter geschlagen. Er starb am 15. Februar 1975.

Das sind die nüchternen Daten eines reichen inneren und äußeren Lebens, das im Rahmen dieses kleinen Aufsatzes kaum angemessen geschildert werden kann. Die Beschäftigung mit Darwin und seiner Theorie hat Julian Huxley mit der Muttermilch eingesogen; sein Großvater Thomas Henry Huxley, ebenfalls ein bedeutender Biologe, war der erste Wissenschaftler von Rang, der Darwins neue Lehre vehement in der Öffentlichkeit verteidigte. Julian Huxley erinnert sich in seiner Autobiographie *Ein Leben für die Zukunft* (1970/1973), sein Vater habe ihn und seine Brüder (darunter Aldous Huxley, der später Schriftsteller wurde) ermuntert, nicht hinter den Leistungen des bemerkenswerten »T.H.H.«, so wurde er genannt, zurückzubleiben. Und in der Tat wurde Julian nicht nur ein standhafter Darwinist, sondern auch ein Naturwissenschaftler von internationalem Rang, ein Humanist und Philosoph.

Als Generalsekretär der UNESCO musste er sich mit den dort versammelten widerstreitenden Ideologien auseinandersetzen, die in der Welt am Werk waren. Er versuchte, diesem Chaos eine übergreifende Ethik entgegenzusetzen, scheiterte aber an dem »brodelnden Kessel des Denkens der Gegenwart«. In der Organisation konnte er keine Mehrheit für seinen Plan gewinnen. Doch die Idee ließ ihn nicht los. Es müsse möglich sein, so war die Überlegung, die rasch zunehmende Erweiterung des Wissens über das äußere und innere Leben in einem einheitlichen Ideensystem zu ordnen, das es den Menschen ermögliche, ihr Schicksal neu zu begreifen und bewusster zu lenken. Zusammen mit gleichgesinnten Freunden entwarf er in den 1960er Jahren den »evolutionären Humanismus«, mit dessen Hilfe jede Art von menschlicher Tätigkeit in eine wünschenswerte evolutionäre Richtung gebracht werden sollte. Das Fundament dazu legte einerseits die Essaysammlung *The Humanist Frame* (London 1961), deutsch 1964 unter dem Titel *Der evolutionäre Humanismus* erschienen, zu dem Huxley die Grundgedanken beisteuerte, andererseits das 1965 auf deutsch erschienene Buch *Ich sehe den künftigen Menschen* (englisch: *Essays of a Humanist*).

Im Mittelpunkt der Huxleyschen Überlegungen steht die Idee der Evolution, die er in drei aufeinanderfolgende Phasen aufteilt. Die erste Phase ist die der kosmischen oder anorganischen Evolution, die Entstehung des Weltalls und der Erde. Die zweite ist die biologische oder organische Phase, die Entstehung der Lebewesen jeglicher Art. Die dritte ist die psychosoziale oder menschliche Phase, die Bewusstwerdung des Menschen.

Erste Phase: Das Alter der Erde wird auf dreizehn Milliarden Jahre geschätzt. Die sichtbare Dimension des Weltalls überschreitet 1.000 Millionen Lichtjahre, das ist eine Kilometerentfernung von einer 10 mit 22 Nullen. Die Zahl der Milchstraßen wird auf 100 Millionen geschätzt (10^8), die Zahl der Sterne beläuft sich auf Tausende Millionen von Millionen (10^{15}).

Dass überhaupt etwas derartig Gigantisches entstehen konnte, beruht vermutlich auf das zufällige Zusammenwirken physikalischer Gesetze. Das Universum ist einerseits unwahrscheinlich, andererseits unvermeidlich, je nachdem wie man es betrachtet. Die Entwicklung von Leben auf der Erde ist unwahrscheinlich, aber nicht zu hundert Prozent. Der winzige Rest an Wahrscheinlichkeit reichte aus, in Hunderten von Millionen Jahren den Lebensprozess in Gang zu setzen, der sich nach bestimmten Gesetzen vollzieht und insofern ein unvermeidlicher Prozess ist.

Auch das Universum entwickelt sich, wenngleich das Tempo dieser Entwicklung unglaublich langsam ist. Da die Galaxien voneinander wegfliegen wird vermutet, dass es sich ausdehnt und folglich einmal eine sehr hohe Dichte gehabt haben muss. Die ehemalige Gleichförmigkeit hat sich zu einer überraschenden Vielzahl von Formen ausgebildet, zu der Galaxien, Sterne, Planeten, Pulsare und Quasare gehören.

Zweite Phase: Auf unserer Erde (und vermutlich auf einer weiteren Anzahl von Planeten) wurde der Aufbau komplexer chemischer Verbindungen begünstigt, der Anfang der biologischen oder organischen Entwicklung vor etwa zwei oder zweieinhalb Milliarden Jahren. Von jetzt an ist das Tempo zehnmal schneller, man misst in 100-Millionen-statt in Milliarden-Einheiten. »Die Triebfeder dieser Phase ist im Anfang der teleonomische oder ordnende Prozeß der natürlichen Auslese, der den zufälligen Variationen eine nicht zufällige Richtung zuweist« (Huxley 1965, S. 32). Eine Höherentwicklung hat in den vergangenen 500 Millionen Jahren insofern stattgefunden, als die höheren Lebewesen komplexer und komplizierter sind. Ob die Evolution damit eine Selbstverbesserung anstrebte, ist mehr als zu bezweifeln, denn die dunkle Kraft des Zufalls ist ziemlich launenhaft und kann in Richtung auf Fortschritt, aber auch in Richtung auf Untergang tendieren.

Für sich genommen sind die zeitlich aufeinanderfolgenden Typen äußerst stabil. Die Nautiloiden gibt es seit 500 Millionen Jahren und die Reptilien seit 250 Millionen Jahren, und es ist schwierig für das Leben, diese Stabilität zu überwinden und einen neuen, erfolgreichen Organismus zu schaffen. Deshalb ist der Durchbruch zu neuen Typen selten und bedeutsam. Aus dem Reptilienrahmen sprangen nur zwei neue Typen, die Vögel und die Säugetiere.

Mit der Entdeckung genetischer Vorgänge vor kaum mehr als vier Jahrzehnten wurde unser Wissen um die Evolution weiter verfeinert. Die evolutionäre Entwicklung kann demnach als eine Folge von winzigen Mutationen bezeichnet werden (Mutationen entstehen möglicherweise durch radioaktive oder Röntgenstrahlung oder durch »Übersetzungsfehler« bei der Verdoppelung der Geninformationen bei der Zellteilung), die den

Prinzipien der Auslese unterworfen sind. Je größer die Anzahl einer Lebewesen-Art, desto größer ihre Variabilität, wobei einige Individuen Merkmale in relativ extremer Form zeigen, die sich durch Auslese auf die ganze Art verbreiten. Das kann mit und ohne veränderte Umweltreize geschehen, was bedeutet, dass die *Anpassungsfähigkeit* an die Umwelt *kein* ausschlaggebendes Kriterium für das Überleben einer Spezies ist.

Die einzige Alternative im Kampf ums Dasein ist nicht Leben oder Tod, wie Darwin meinte. Die Strenge der Auslese ist je nach den äußeren Umständen sehr verschieden, einige Populationen haben mehr Glück als andere. Die Zahl der Säugetierarten ist heute wesentlich höher als in der Kreidezeit vor einhundert bis zweihundert Millionen Jahren, aber es gibt viel weniger Reptilien. Die Reptilienorganisation scheint weniger komplex, und doch überlebten einige dieser niederen Typen neben den höheren Typen der Säugetiere bis in heutige Tage, und das bei ständig sich ändernden globalen Klimabedingungen.

Der evolutionäre Prozess lässt sich noch weiter unterteilen. Die erste Phase sind *Verzweigungen*, z.B. die Trennung in pflanzenfressende und fleischfressende Tiere. Die Arten differenzieren sich aus und spezialisieren sich, was eigentlich einen evolutionären Nachteil bedeutet, da auch die Flexibilität leidet. Die Fleischfresser unterteilten sich in Katzen und andere Familien. Die Katzen differenzierten sich in Löwen, Tiger, Ozelote usw. Die zweite Subphase ist die der *Spezialisierung* z.B. in der Färbung der Tiere oder in anderen Anpassungen an die Umwelt, die es erlaubt, Nischen zu besetzen. Der dritte Unterprozess ist die der *Stabilisation*, der biologische Endpunkt der Entwicklung einer Spezies.

Dritte Phase: Der Mensch ist eine sehr junge Erscheinung auf der Erde. Vergleicht man wie Heinz Haber (1987) das Erdalter von 4,4 Milliarden Jahren mit einem Erdjahr, wobei die Jetztzeit mit genau dem 31. Dezember, 24 Uhr, zusammenfällt, so erschienen am 2. Dezember die ersten primitiven Saurier, die am 26. Dezember bis auf klägliche Reste ausstarben. Erst vier Stunden vor Mitternacht des 31. Dezember trat der Homo erectus auf den Plan, der Mensch als Kulturwesen sogar erst vor eineinhalb Minuten. Eine Sekunde vor Mitternacht wurde die Dampfmaschine erfunden und vor 0,23 Sekunden die Atombombe.

Der Mensch erscheint vielen Zeitgenossen mit Blick auf Gewalt, Übervölkerung und Ausbeutung als noch nicht völlig human. Die Geschichte des Kulturmenschen ist kaum mehr als ein Pendelschlag der kosmischen Uhr. Falls sich der Mensch nicht durch atomare Idiotie selbst zerstört, liegt noch genauso viel Zeit vor ihm, wie hinter ihm liegt (Huxley 1963, S. 19). In der Jahres-Zeitrechnung Habers wären das also weitere eineinhalb Minuten, während der gesamte Planet noch ein oder zwei Jahre vor sich hat. Welcher Typ wird in, sagen wir, drei Minuten dominant sein? Delphine, Primaten, Kakerlaken?

Unsere vormenschlichen Ahnen waren nie dominant oder in Mengen aufgetreten. Dass nun gerade der Mensch das Glück hatte, sich seiner selbst bewusst zu werden, ist

wieder so ein Zufall der Evolution. Nach Darwin hätte jedes andere Tier mit ausgeprägten sozialen Instinkten unweigerlich einen moralischen Sinn oder ein ethisches Bewusstsein erlangen können (Huxley 1965, S. 23). Nun aber steht der Mensch an der Spitze der organischen Stufenleiter (wie Huxley annahm), er ist dominanter Typ geworden, wenn auch nicht kraft eigener Anstrengung, sondern Dank evolutionären zufällen.

An einem Punkt, wo sich Erfahrung nicht mehr im Individuum sammelt und mit ihm untergeht, sondern weitergegeben werden kann, wo also in der sozialen Organisation unserer Vorfahren ein qualitativer Sprung stattfand, beginnt die *psychosoziale oder menschliche Phase* der Stammesgeschichte. Das Hirn, so Huxley, kann als Organ des »psychischen Stoffwechsels« betrachtet werden. Es benutzt den Rohstoff der Erfahrung und wandelt sie in Bewusstsein um – eine einzigartige Fähigkeit. Räumlich ist diese Phase außerordentlich begrenzt; wir wissen von ihr nur auf der Erde. Selbst diese Phase ist für menschliche Vorstellungen sehr lang, etwa ein oder zwei Millionen Jahre; das evolutionäre Tempo beschleunigte sich noch einmal um das 100- oder 1.000fache.

Die eben erwähnten Evolutions-Unterprozesse sieht Huxley auch in der soziokulturellen Phase am Werk. Die Differenzierung der Spezies Mensch muss kulturell betrachtet werden. Zuerst bildeten sich primitive, wilde Gesellschaften, die sich im Laufe der Zeit immer höher und komplexer organisierten, jede Kultur auf ihre Weise. Die Subphase der Stabilisierung ist die der Unbeweglichkeit von Kulturen, deren Hauptaugenmerk auf Kontinuität und Machterhalt gerichtet ist. Es wäre Aufgabe der Menschheit, den Gesetzen der Evolution nicht sklavisch zu folgen und zumindest dem evolutionären Unterprozess der Abschottung und der Nischenexistenz *nicht* nachzueifern.

Vielmehr müsse ergänzend ein vierter Faktor eingeführt werden, den es in der biologischen Evolution nicht gibt: den der *Diffusion*. Ideen, Techniken und Kulturen verschiedener Gesellschaften gleichen sich durch interkulturellen Austausch an, während es in der Biologie keine Beispiele dafür gibt, dass sich Spezies wieder zusammenschlossen. Das kann nur künstlich durch den Menschen geschehen, beispielsweise wenn Pferd und Esel zu einem unfruchtbaren Maultier gekreuzt werden.

Huxley meint, auch in der psychosozialen Phase folgen dominante Typen aufeinander, allerdings nicht mehr biologische Organismen, sondern »kulturelle Organisationen«, eine »Selbstvermehrung des Geistes« in aufsteigender Linie: vom Animismus über den Polytheismus zum Monotheismus, vom Nepotismus über den Nationalismus zum Weltbürgertum, von der Magie zur Wissenschaft, von der Tyrannei über die Despotie zur Demokratie, vom Dogma zur Gedankenfreiheit. Aufstieg und Verfall von Kulturen scheinen natürliche Vorgänge zu sein, so wie Spezies auftreten und wieder verschwinden, doch der selektive Mechanismus, der neue Elemente in ein traditionelles Ideensystem aufnimmt und es umwandelt, zielt nicht auf das Überleben des biologisch Lebensfähigeren ab, vielmehr ringen jetzt Gedankensysteme um Vorherrschaft. Ein gewalttätiger Aspekt ist auch hier zu beobachten, aber vor allem wirken geistige Mecha-

nismen, von denen einer z.B. die Suche nach Wahrheit oder der Wunsch nach Vervollkommnung ist. Im strikten Unterschied zur biologischen Phase ist der Mechanismus jetzt teleologisch und zielgerichtet; die Ziele ändern sich je nach Weltbild, Wissensstand und Einsicht. Die genannten soziokulturellen Verläufe (vom Polytheismus zum Monotheismus etc.) sind kaum 10.000 Jahre alt und waren von Rückschlägen begleitet, ebenso wie bei Höhlentieren die Pigmentierung ausbleicht und sich die Augen zurückbilden. Ein »Vollkommenheitsstreben« kann darin nicht entdeckt werden. Optimismus scheint nicht am Platze.

Die nicht zu leugnenden grundsätzlichen Fortschritte in der soziokulturellen Evolution der vergangenen 200 Jahre mag Adler mit vor Augen gehabt haben, als er die These vom Vollkommenheitsstreben formulierte. Dieses Streben kommt vielleicht am ehesten zum Vorschein in der Technik: es war ein langer Weg von den primitiven Krummhölzern, mit denen vor 10.000 Jahren die Menschen ihre Felder bebauten, bis zu den großen Traktoren der Gegenwart. Wissen (und leider auch viel Unsinn und Nichtigkeit) vermehrt sich heute geradezu explosionsartig durch Bücher und neue Medien. Heute arbeiten weltweit in etwa genauso viel Wissenschaftler, wie in der gesamten Vergangenheit der zivilisierten Menschheit je gelebt haben. Die Transportgeschwindigkeit von Daten wie von Menschen hat sich seit Erfindung der Eisenbahn enorm erhöht. Auch die soziokulturelle Phase hat die Tendenz, ihre Prozesse stetig zu beschleunigen.

Aber nicht auf allen Gebieten. In der Kunst scheint es keinen Fortschritt zu geben. Wer möchte behaupten, die Felsbilder der Steinzeit seien unvollkommener oder primitiver als die Werke moderner Künstler wie Picasso oder Warhol? In der Kunst gibt es offenbar keine Steigerung, nur immer wieder den Versuch neuer Zugänge.

Diesen wesentlichen Unterschied zur Evolution der Tier- und Pflanzenwelt hat Darwin nicht gesehen, aber Huxley besteht darauf: Die Evolution vom Wilden zum Zivilisierten vollzog sich nicht mehr biologisch, sondern kulturell. Das Triebwerk der Evolution ist heute die kulturelle Überlieferung; Durchbrüche in der Entwicklung werden deshalb geistiger Art sein, sofern sich nicht die Menschheit durch Kriege, Übervölkerung und Klimaerwärmung aus der Evolution heraus katapultiert.

Die biologische Evolution liefert eben eine schlechte Parallele zum kulturellen Wandel, denn es handelt sich um sehr unterschiedliche Systeme. Erstens läuft wie gesagt die kulturelle Entwicklung um Größenordnungen schneller ab als die biologische Evolution. Zweitens ist die kulturelle Entwicklung in ihrem Ablauf jetzt tatsächlich *lamarckistisch* und nicht darwinistisch: Die Errungenschaften einer Generation werden durch Erziehung und Medien unmittelbar an die Nachfahren weitergegeben, dadurch laufen Verbreitung und Wandel so schnell ab. In der biologischen Evolution hingegen erreichen vorteilhafte Eigenschaften die nächste Generation nicht, es sei denn, sie entsteht durch einen glücklichen Zufall aufgrund einer genetischen Veränderung. Nur eine falsche Vererbungstheorie konnte davon ausgehen, daß *nützliche* Eigenschaften vererbt werden (ein Vertreter war Erasmus Darwin, der Großvater Charles Darwins); dieser Irrglaube ist heute noch weit verbreitet. Neue Strukturen entstanden dieser überwunde-

nen Vorstellung zufolge nur, wenn sie gebraucht wurden, und zwar durch unmittelbares Streben des Organismus nach einem offenkundigen Zweck. Doch tatsächlich ist nicht nur die männliche Brustwarze offenkundig nutzlos; die oftmals bizarre Formenvielfalt der belebten Natur und die umständlichen Balzrituale lassen an deren Sinnhaftigkeit zweifeln. Drittens haben biologische und kulturelle Evolution völlig verschiedene Grundmuster: Biologische Evolution ist ein System ständiger Auseinanderentwicklung, ohne dass sich die Zweige später je wieder vereinen. Abstammungslinien, die sich verzweigten, bleiben auf ewig getrennt. In der Geschichte der Menschheit ist dagegen die kulturelle Weitergabe und *Durchdringung* ein wichtiges Merkmal kultureller Entwicklung. Ohne Zweifel haben beide Systeme auch Gemeinsames, beispielsweise das Prinzip der steten Wandlung, das der Anpassung oder das der Unvollkommenheit.

Durch diese Überlegungen Huxleys wird vieles klar auf der soziokulturellen Bühne. Die Nützlichkeits- und Vervollkommungsanschauung hat nur Verwirrung gestiftet, die belebte Natur lässt sich nicht in die menschlichen Kategorien von »nutzlos« und »nützlich«, »vollkommen« und »unvollkommen« einteilen. Vergleiche zwischen der biologischen Evolution und kulturellen oder technischen Veränderungen oder gar der Versuch, aus der biologischen Entwicklung etwas für die Menschheitsentwicklung abzuleiten, haben mehr Schaden als Nutzen angerichtet (Gould 1994, S. 72). Huxley drang deshalb darauf, die Ansicht vom Kampf ums Dasein einzig auf die Natur zu beschränken; jede menschliche Gesellschaft, die nach solchen Leitlinien aufgebaut ist, muss nach seiner Überzeugung in Anarchie und Unglück versinken. Der wichtigste Zweck einer gesellschaftlichen Ordnung sei es sogar, diesen Existenzkampf abzumildern oder gar zu beenden (Gould 1994, S. 376–379). Die natürliche Auslese und die sexuelle Wahl, von der Darwin sprach, sind nichts, dem man nacheifern als Mensch sollte.

»An Boshaftigkeit herrscht [in der Natur] kein Mangel« (Watson, S. 106), das ist wahr, aber eigentlich ist es schon unzulässig, im Tier- und Pflanzenreich von Boshaftigkeit zu sprechen, und ebenso falsch ist es, nicht im gleichen Atemzug die gegenseitige Hilfe zu erwähnen. Wir Menschen teilen unser Essen miteinander, sorgen für die Unmündigen, die Kranken, die Armen, die Verwundeten. Das geschieht heutzutage hunderttausendfach, wobei sich die Hilfsbereitschaft auch auf Personen erstreckt, mit denen wir nicht einmal entfernt verwandt sind. Nichts spricht dagegen, die Wurzeln solcher Nächstenliebe in der »Natur des Menschen« liegend zu sehen, der Mensch hat einen natürlichen Hang zur Geselligkeit.

Der kleine Erdenbürger ist gutgläubig, lernbegierig, aufgeschlossen und bedingungslos liebesfähig. Die Freundlichkeit, die Zugewandtheit, der Wunsch nach Wärme und Kontakt, die Begierde zu lernen, sich zu entwickeln und groß zu werden, das ist das, was der Mensch von der Natur (d.h. seinen Genen) für diese Welt mitbekommt. Die Menschen werden als soziale Kreaturen geboren und das Nettsein, der Altruismus bis hin zum Edelmut werden prämiert von der sozialen Evolution (Watson 1997, S. 129). Ein sozial lebendes Individuum, das Freundschaft maximiert und Gegnerschaft minimiert, verschafft sich einen Vorteil. Diese lange Erfahrung im Sozialleben ist der Humus von

Mitleid, Einfühlung, Zuneigung, Gerechtigkeit und gegenseitiger Hilfe. Wir werden stark an Adler erinnert, der annahm, Gemeinschaftsgefühl im Menschen sei hereditär gegeben. Angesichts offenkundiger Gewalt und Niedertracht formulierte er später vorsichtiger, Gemeinschaftsgefühl müsse im Kinde *entwickelt* werden. Wenn der junge Mensch gelernt hat, gemeinschaftlich zu denken, wird ihm diese Haltung selbstverständlich sein.

Der Mensch verfügt nur noch über Rudimente von Instinkten, aber er ist deswegen nicht hilflos. Wenn man sich vergegenwärtigt, was die Menschheit an bildender Kunst und Musik, Dichtung und Philosophie, Kommunikation und Technik entwickelt und zustande gebracht hat, so kann man kaum noch der Warnung Glauben schenken, dass der Mensch in seiner kulturellen Evolution, die sich im Verhältnis zur biologischen mit Lichtgeschwindigkeit vollzieht, keine geeigneten kulturellen Steuerungsmechanismen ersatzweise entwickeln konnte. Allem Anschein zum Trotz haben wir, die Bürger moderner Industrienation, bessere Chancen, friedlich in unserem Bett zu sterben, als alle Menschen, die vor uns auf der Welt waren.

Die Natur bietet (gleichgültig, wie grausam sie nach menschlichen Maßstäben ist) keine Grundlage für moralische Werte. Treulosigkeit, Nötigung, Homosexualität, sexuelle Belästigung, Eifersucht, Promiskuität, Ehebruch, sexueller Zwang, Vergewaltigung, blutige Attacken, Kannibalismus und Mord der eigenen Kinder, der eigenen Gattungspartner und der eigenen Verwandtschaft sind in der Natur gang und gäbe. Das ist die traurige Wahrheit. Jeder zehnte Rothirsch erliegt in der Paarungszeit den Verletzungen, den er sich bei Kämpfen mit Rivalen zuzieht. Einige Forscher mutmaßen, dass die genannten Delikte wesentlich häufiger sind als unter Menschen. »Ich nehme an«, sagte einer von ihnen, »daß Mantelpavianen, wenn sie über Kernwaffen verfügten, binnen einer Woche den Weltuntergang in Szene gesetzt haben würden« (zit. in Watson 1997, S. 343). Kein einziges Verhalten des Menschen kann unter Hinweis auf andere Tierarten erklärt oder gerechtfertigt werden, weil es für jedes Beispiel ein Gegenbeispiel gibt. Die meisten Vogelarten sind monogam und Schimpansinnen neigen zu Promiskuität; was lernen wir daraus? Gar nichts. Die Frage, welche Auffassung von der Natur die richtige ist, die von Darwin (»Kampf ums Dasein«) oder die von Kropotkin und Long (»gegenseitige Hilfe«), ist grundsätzlich nicht zu entscheiden, denn sie ist keine naturwissenschaftliche, sondern eine weltanschauliche und naturphilosophische.

Ist die Natur wesentlich »gut« oder »böse«, ist der Mensch »von Natur aus« gut oder böse? Es handelt sich um Fragen der Weltanschauung, die auf letzte, nicht hinterfragbare Prämissen zurückverweisen und deshalb nicht mehr diskutierbar sind. »Weltanschauung« aber ist keine rationale, objektive oder wissenschaftliche Kategorie, sondern die idealistische Antwort auf die prinzipielle Unerkennbarkeit der Welt. Weltanschauungen sind grundsätzlich subjektiv (HWPh Bd. 12, S. 453); sie haben keine Erkenntnisabsicht, betonte Immanuel Kant. Dennoch konstituiert sie die Lebenswelt eines Individuums, konstatierte Goethe (ebd.). Weltanschauungen gründen sich durchaus auf sinnlichen Wahrnehmungen, die durch reflektierende Vernunfttätigkeit eine ideelle Welt

schaffen. Die Wahrnehmungen wurden aber bereits durch Vorannahmen gefiltert. Weltanschauungen drücken intuitiv unser »leitendes Interesse« aus (HWPh Bd. 12, S. 456), sie könne, ja müssen für das praktische Verhalten der Menschen, die an sie glauben, maßgebend werden.

Sie werden oft mit wissenschaftlichen Erkenntnissen, waghalsigen Hypothesen, metaphysischen Theoriefragmenten, autobiographischen Mitteilungen, ethischen Handlungsanweisungen, zeitpolitischen Diagnosen und sozialen Zielprojektionen kombiniert. »Der Erfolg der Weltanschauungsliteratur erklärt sich offenbar damit, daß sie angesichts der schwindenden Bedeutung der Religion, der Skepsis gegenüber den Systemen des philosophischen Zeitalters, aber auch angesichts der Ausdifferenzierung der Einzelwissenschaften die Aufgabe der 'Sinnproduktion' übernimmt« (HWPh Bd. 12, S. 457). Der Streit über Weltanschauungen gerät in die Aporie von Subjektivität und Geltungsanspruch. Es ist aus diesen Gründen schwer, zu objektiven Aussagen zu kommen, gerade wenn es um die »letzten Dinge« geht. Weltanschauungen können Wissenschaft nicht ersetzen und scheinen auch das Sinndefizit nicht auszufüllen.

Nicht die eine oder die andere Seite hat Recht, die Lösung liegt in der Synthese. Den Verfechtern der »friedlichen Wildnis« kann entgegen gehalten werden, dass es durchaus Konkurrenz und Rivalität unter allen Lebewesen gibt und Myriaden von ihnen ihr Leben lassen, noch bevor sie zur vollen Entfaltung gelangen. Den Sozialdarwinisten und Pessimisten können die vielen schönen Beispiele der Kooperation und gegenseitigen Fürsorge vor Augen geführt werden. Die jeweils andere Facette der gleichen Sache zu ignorieren, ist töricht. Die Systeme lösen sich in bunter Mannigfaltigkeit ab, ohne einander widerlegen zu können. Eine Konsequenz dieser Einsicht ist die Wendung zum Skeptizismus und zur Epoché (siehe dort).

»Den Menschen« für »grundsätzlich gut« zu halten, erscheint naiv angesichts der gegenseitig beigebrachten Verletzungen. Der Erziehung, dem Staat, den Herrschern, der Kirche, der Religion, der Schule, den Eltern oder den Eliten die Schuld zu geben, ist keine Lösung. Denn auch dort wirken Menschen. Was unterscheidet die einen von den anderen

Soviel lässt sich vielleicht sagen: Es wäre verfehlt, Konkurrenz und Kampf in der Natur zu leugnen, aber sie dominieren nicht, auch nicht unter den Menschen, wenngleich sich einige Exemplare unserer Spezies empörende Grausamkeiten ausgedacht haben.

Der Mensch ist aus der biologischen Evolution entlassen, da bei ihm die natürliche Auslese weitgehend aufgehoben ist. Entwicklung oder gar Vollkommenheitsstreben kann sich dann nur noch auf die soziale und geistige Leistung des Menschen beziehen. »Der Mensch ist nicht nur der letzte dominierende Typ, den die Evolution hervorgebracht hat, sondern auch ihre einzig aktive Treibkraft auf Erden. Das Schicksal hat ihn dazu auserkoren, für den gesamten zukünftigen Entwicklungsprozess auf diesem Planeten verantwortlich zu sein. Was immer er unternimmt, er wird auf den Prozess

einwirken. Er hat die Verpflichtung, seinem Wesen und seiner Funktionsweise nachzuspüren und ihn auf die bestmögliche Bahn zu lenken« (Huxley 1965, S. 123).

Es gibt viele Probleme auf dem Weg der Evolution. Die größten sind nach Huxleys Meinung: Atomkrieg, Übervölkerung, der Aufstieg kommunistischer Ideologien, die Nichtanerkennung Chinas als Weltmacht, die übermäßige Ausbeutung der natürlichen Hilfsquellen, der Schwund der kulturellen Vielfalt, die Überbetonung der Technik und die »Revolution der Ansprüche und Erwartungen« durch die Kluft zwischen arm und reich (Huxley 1964, S. 26/27)

Welche Schlussfolgerungen zieht Huxley aus diesen Überlegungen?

- Der Mensch muss sich seiner Herkunft und seiner Geschichte bewusst sein, das gilt sowohl für den gigantischen Ablauf der Evolution, für die Menschheitsgeschichte als auch für die Familiengeschichte des Individuums.
- Der Mensch ist Teil der Natur, er muss folglich lernen, mit der Umwelt in einer Art Symbiose zu leben und sie nicht selbstsüchtig auszubeuten.
- Die Solidarität mit allem Lebenden gebietet es, massive Hilfe der Reichen für die Armen zu organisieren, denn unser hoher Lebensstandard beruht unzweideutig auf dem niedrigen Lebensstandard in anderen Teilen der Welt; die individuelle Sichtweise und das Wettbewerbssystem sind nicht länger ethisch.
- Man wird Abschied nehmen müssen von der quantitativen Sichtweise; Wirtschaftswachstum, Einkommenswachstum und Konsumwachstum sind nicht länger ethisch.
- Die Weltbevölkerung muss reduziert werden, um eine höhere Lebensqualität für alle zu erreichen. Lebensqualität bedeutet: Gelegenheit für Abenteuer und Freude, für disziplinierte Freiheit, für wachsendes Verständnis und für eine freiere Ausübung von Talent. (Huxley 1963, S. 26)

Wie betont Huxley die hohe Bedeutung der Erziehung für die Entwicklung des Individuums. »Nur durch bessere Erziehung, die uns nicht nur einfach mehr Fakten vermittelt, sondern einen besseren Standpunkt, bessere Prinzipien, bessere Haltungen (Einstellungen), werden wir in der Lage sein, die Notwendigkeit zur Veränderung unseres Denkens und Handelns zu akzeptieren« (Huxley 1963, S. 33/34). Der Mensch sollte auch seine Aufmerksamkeit trainieren, seine Bewunderung für Kunst in allen seinen Spielarten, seine handwerkliche und künstlerische Kreativität, und ebenso seinen Körper, »um aus dem Käfig der verbalen, intellektuellen und schriftlichen Äußerungen auszubrechen«. Die Erforschung der menschlichen Psyche ist wesentlich wichtiger als die Erforschung der Außenwelt (Huxley 1963, S. 37). Erfüllung und Bereicherung sind vordringliche Ziele des Lebens. Der einzelne Mensch kann daran mitwirken, indem er seine eigene Persönlichkeit vollkommener entwickelt. Die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit ist der Beitrag, den der einzelne liefert, um die Bestimmung des Menschen zu erfüllen (Huxley 1964, S. 30) – eine Formulierung, die Adlers Ansichten vollkommen entspricht.

In diesem Zusammenhang ist Huxley der Religion nicht grundsätzlich abgeneigt (1964, S. 35). Bedenklicher erscheint Huxleys Wunsch, der Mensch möge nicht nur seine Kul-

tur, sondern auch seine genetische Substanz verbessern. Seine Vorstellungen beruhen auf der umstrittenen Annahme, dass die Intelligenz eines Menschen an seine Gene gebunden ist. Huxley spricht sich deshalb für Geburtenkontrolle und für die künstliche Besamung mit den Spermien hervorragender Männer aus. Er geht an diese Frage sehr unbefangen heran. Für uns Deutsche scheint die Eugenik nicht mehr akzeptabel, da sie seit dem Faschismus fast untrennbar mit der Rassenhygiene verknüpft ist. Eine derartige Menschenverachtung ist dem Humanisten Huxley keinesfalls zuzutrauen, aber wird die Durchsetzung der Auslese nicht einen autoritären Staat oder eine Tyrannei erfordern? Aus der Erfahrung mit dem Nationalsozialismus müssen wir sagen: Ja. Andererseits ist die Erde überbevölkert; wir müssen uns mit dem Gedanken vertraut machen, dass die Gesamtzahl der Erdenbewohner schrumpfen muss, wenn Hunger und sinnloser Tod überwunden und ein sicheres Leben für alle erreicht werden soll. Die Fragen sind zur Zeit noch unbeantwortbar. Huxley vertraut auf die Vernunft der Menschen, in der Zukunft eine adäquate Lösung zu finden.

Ausblick

Ein Grundzug der Individualpsychologie Alfred Adlers ist die Vorstellung von der Finalität, das heißt der Zielgerichtetheit aller menschlichen Tätigkeiten. Das allgemeine menschliche Streben nach Vollkommenheit erhält seine Gestalt im Individuum durch eine mehr oder weniger bewusste Entscheidung für ein selbstentworfenen Ziel von Vollkommenheit, Größe, Überlegenheit, Sicherheit, Anerkennung oder Macht, wobei auch das Gemeinschaftsgefühl selbst ein Ziel sein kann. Meist bleibt dieses Leitbild verborgen, da es bereits in den ersten Lebensjahren ausgeformt wird. Es kann aber ans Licht gehoben werden, wenn Handeln, Fühlen und Denken unter dem Blickwinkel der Zielgerichtetheit analysiert werden. Adler betont, das Individuum sei nicht ein für allemal auf sein individuelles Ziel festgelegt; der Mensch sei in gewissen Grenzen frei, sein Ziel selbst zu bestimmen. Änderungen seien möglich, aber er müsse Entscheidungen treffen. Er braucht ein Ziel, da er sonst die Sicherheit seiner Existenz und die Orientierung in der Welt verliere.

Verknüpfen wir diesen Gedanken mit Huxleys Überlegungen, so stellt sich die Frage, welches Ziel die Menschen unter dem Eindruck eines evolutionären Humanismus anstreben sollten. Dazu wollen wir uns nochmals einige Prämissen des evolutionären Humanismus in Erinnerung rufen:

»Der Mensch wurde aus der nur in seiner Einbildung bestehenden zentralen Stellung im Universum vertrieben und ist an einen unendlich winzigen Standort an der Peripherie von einer unter Millionen Milchstraßen versetzt worden« (Huxley 1964, S. 21). Er ist ein Zeichen dafür, dass hier und da in der Unermesslichkeit kosmischer Materie eine Tendenz besteht, als zufällige Begleiterscheinung der Evolution eine Psyche hervorzu- bringen. Es zeigt sich, dass die unorganische und organische Evolution eine zufällige, nicht zielgerichtete Dynamik ist, dass diese Dynamik aber nicht mehr für die Menschheit gilt. Seine Psyche hat sich der Mensch nicht erarbeitet, sie ist ihm geschenkt wor-

den, genauer: sie ist ihm zugewachsen, doch durch diese Psyche wird er zum handelnden Geschöpf und verantwortlich für die künftige Entwicklung des Planeten.

Das Denken in evolutionären Kategorien erinnert uns an die lange Dauer der Entwicklung, an deren vorläufigen Höhepunkt durch eine Reihe von »teleonomischen Zufällen« der Mensch gestellt wurde. Diese Art von Denken weist ferner auf die Millionen von Jahren hin, die noch vor der Spezies Mensch, vor dem Planeten und vor dem Weltall liegen. Es erinnert schließlich an die großen Erfolge der Menschen, bei der Bekämpfung der Infektionskrankheiten oder der Überbrückung großer Entfernungen beispielsweise, aber auch an die großen Probleme und Aufgaben, die noch vor uns liegen.

Das evolutionäre Denken muss deshalb gewaltfrei, kooperativ, antiautoritär, wissenschaftlich, antinationalistisch sein. Das Denken muss sich auch mit dem Einzelmenschen befassen. Das entwickelte Individuum ist das höchststehende Wesen, das wir kennen; der größte Reichtum der Welt ist die Mannigfaltigkeit der Persönlichkeiten und der Ideen. So sieht es Huxley, und so sieht es Adler.

Adler betrachtete das Problem, was der einzelne zur Evolution, d.h. zur sinnvollen allgemeinen Entwicklung beitragen kann, unter dem Blickwinkel des Lebensstils und der Lebensführung. Mit den sozialen Beziehungen und Freundschaften, der Partnerschaft und der Liebe sowie der beruflichen Zusammenarbeit und sozialen Beitragsleistung sind im Groben die »Aufgaben« benannt, denen sich jeder Mensch konfrontiert sieht und auf die er sinnvolle Antworten finden sollte. Dies wird dann am besten gelingen, wenn der einzelne sich zum »richtigen Mitmenschen«, zum sozialen »Mitspieler« entwickelt, der bereit und fähig ist, sich anderen anzuschließen. Er gibt nicht an, gibt nicht vorschnell auf, ist ein guter Verlierer, ist fair, macht so gut mit wie er kann, er genießt das Vergnügen des Risikos und lässt seinem Gegner im Zweifelsfall den Vorteil.

Die Individualpsychologie hat sich ansatzweise mit der Frage der Ethik beschäftigt und versucht, einen individualpsychologisch orientierten Lebensstil zu umreißen. Adlers Mitarbeiter Ferdinand Birnbaum führte dazu (in der *Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie*) 1930 aus:

Der erste Grundsatz ist der der Souveränität, d.h. die Notwendigkeit, über sich selbst die volle Verantwortung zu übernehmen. Die Voraussetzung dazu ist Selbsterkenntnis. Der zweite Grundsatz ist der der Solidarität auf der Grundlage der Verbundenheit aller Menschen. Die Solidarität ist planetarisch, sie schließt auch die »Fernstenliebe« mit ein. Der dritte Grundsatz ist der der Tätigkeit bzw. Initiative. Das Gegenteil davon ist unproduktives Warten. Der vierte Grundsatz betrifft die Produktivität, d.h. die nützliche Tätigkeit. Der fünfte und letzte Grundsatz ist der Wunsch nach steter Verbesserung bei gleichzeitigem Mut zur Unvollkommenheit: »Ich muß durch die Erreichung naher Ziele wieder Mut gewinnen, den 'Mut zur Unvollkommenheit' (Lazarsfeld); ich muß mich gewöhnen, zukünftigen Situationen mit geringerer Spannung entgegenzusehen; ich muß lernen, Irrtümer und Niederlagen nicht zu überschätzen; ich muß mich dazu erziehen, mehr auf die Nützlichkeit als aufs Rechtbehalten zu schauen« (Birnbaum 1930, S. 17).

Die bisherige Geschichte zeigt die Menschheit noch auf Abwegen. In Geschichtsbüchern wurden bis vor kurzem Kriegen und Kreuzzügen, Tyrannen und Diktatoren breiten Raum gegeben. Größenwahnsinnige Menschen wie Alexander, Karl V., Napoleon oder Friedrich II., die aus Eitelkeit Hunderttausende opferten, können unser Interesse im höheren Sinne nicht beanspruchen. Rechthaberei und Machtstreben spiegeln den Stand der Unkultur ebenso wie Übervölkerung, Hunger, Umweltzerstörung und Kriege. Der wahre Sinn der Menschheit lässt sich nur innerhalb von möglichst umfassend gedachten Gemeinschaften erfüllen. Voraussetzung dafür sind Kooperationsfähigkeit, die Freude an der Mitarbeit, die Anerkennung des anderen als gleichwertig einschließlich der Gleichwertigkeit von Mann und Frau, die Bereitschaft, auch zum Nutzen anderer tätig zu werden, ohne ständig nach Gegenleistungen zu schießen, und ein allumfassendes Interesse an allen Menschheitsfragen im Sinne einer praktischen Weltklugheit (im Gegensatz zum Fachwissen) einschließlich dem Interesse, sich selbst besser kennenzulernen. Wer diese Voraussetzungen erfüllt, kann mit einigem Recht von sich sagen, er schwimme im großen humanitären Evolutionsstrom mit und habe den Sinn des Lebens einigermaßen begriffen.

Literatur

- Adler, Alfred (1977) Studie über Minderwertigkeit von Organen. Fischer-TB 6349 [1907]
- Adler, Alfred (1983) Der Sinn des Lebens. Erstausgabe 1933. Fischer TB-Verlag, Frankfurt/M.
- Birnbaum, Ferdinand (1930) "Lebensführung". In: *Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie*. VIII.Jhg., Leipzig
- Hannes Böhringer (1985) Kompensation und Common Sense. Zur Lebensphilosophie Alfred Adlers. Königstein/Ts.: Hain Verlag bei Athenäum
- Bruder-Bezzel, Almuth (1983) Alfred Adler. Die Entstehungsgeschichte einer Theorie im historischen Milieu Wiens. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht
- Clark, Ronald W. (1985) Charles Darwin. Fischer Verlag, Frankfurt/.M.
- Ellenberger, Henry F. (1985) Die Entdeckung des Unbewußten, Zürich
- Friedell, Egon (1979) Kulturgeschichte der Neuzeit. München: Beck [Erstausgabe 1927-1931].
- Gould, Stephen Jay (1989) Der Daumen des Panda. Betrachtungen zur Naturgeschichte. Suhrkamp Wissenschaft, Frankfurt am Main
- Gould, Stephen Jay (1991) Zufall Mensch. Das Wunder des Lebens als Spiel der Natur. München Wien, Hanser
- Gould, Stephen Jay (1994) Bravo Brontosaurus, Hamburg
- Gould, Stephen Jay (1998) Illusion Fortschritt. Die vielfältigen Wege der Evolution. Frankfurt/M., S.Fischer
- Haber, Heinz (1987) Die Zeit. Geheimnis des Lebens. München Wien, Langen Müller
- Huxley, Julian (Hg.)(1964) Der evolutionäre Humanismus - Essays über die Leitgedanken und Probleme. München (engl.: The Humanist Frame)
- Huxley, Julian (1965) Ich sehe den künftigen Menschen, München 1965 (engl.: Essays of a Humanist)

Huxley, Julian (1963) *The Human Crisis*. University of Washington Press, Seattle

Julian Huxley (1981) *Ein Leben für die Zukunft. Erinnerungen*. München: Paul List Verlag, 1974, dtv-Ausgabe (London 1970/73)

Long, William J. (1923) *Friedliche Wildnis*. Karl H. Henssel Verlag, Berlin 1959

Rattner, Josef (1976) *Fazit des bisherigen Lebens: Auf dem Wege zu einer philosophischen Psychoanalyse*. 100 S., Selbstverlag [Typoskript], Berlin 1976 [Grüne Hefte]

Rattner, Josef (1986) *Alfred Adler zu Ehren. Jahrbuch für Verstehende Tiefenpsychologie Bd.6/7*, Berlin

Watson, Lyall (1997) *Die Nachtseite des Lebens. Eine Naturgeschichte des Bösen*. S. Fischer, Frankfurt/M. (London 1995)

* * *